I. Die Sozialwissenschaften

Hans Joas

Die Sozialwissenschaften und der Erste Weltkrieg: Eine vergleichende Analyse

„Eine spätere Zeit wird es kaum begreifen können, mit welcher Willenlosigkeit, um nicht zu sagen welcher Unterwürfigkeit sich alle Strömungen in der Tatsache des Krieges selbst verloren haben und in ihr zu neuem Leben wiederfinden zu können glaubten. Es gibt keine geistige und keine kulturelle Strömung in Deutschland und außerhalb desselben, welche nicht bereit gewesen wäre, dem Kriege als Ideologie zu dienen. Jede möchte den Krieg als Kraftquelle benutzen.“¹ Diese Sätze des Ökonomen und Soziologen Emil Lederer, 1915 verfaßt und veröffentlicht, treffen prophetisch die bis heute anhaltende Irritation über die Schriften der Intellektuellen während des Ersten Weltkriegs. Die Sozialwissenschaften machen hierbei keine Ausnahme. Es waren ja nicht einzelne Autoren oder Schulen oder Disziplinen oder Nationen allein, welche in einer Art Sündenfall vom rechten Weg wissenschaftlicher Objektivität abwichen und sich in den Dienst mehr oder minder offizieller Kriegspropaganda und Sinndeutung des Krieges stellten. Wären es einzelne Autoren gewesen, dann hätte es Sinn, nach bisher unbemerkten Kontinuitäten zu fragen oder in ihrer Biographie und Persönlichkeitsstruktur nach den Ursachen einer abrupten Wandlung zu forschen und dadurch zu erklären, warum beispielsweise aus Georg Simmel, dem sensiblen Ästheten, ein existentialistischer Sinndeuter und aus Josiah Royce, dem in Ehren gealterten Repräsentanten des deutschen Idealismus in den USA, ein wütender Pamphletist werden konnte. Wären es einzelne Denkschulen gewesen, dann läge es nahe, die innere Problematik dieser Schulen anhand der Kriegsschriften zu reflektieren. Aber Rationalisten und Irrationalisten, Idealisten und Anti-Idealisten, Neukantianer, Lebensphilosophen, Pragmatisten – sie finden sich alle unter den kriegsbegeisterten Intellektuellen, und selbst der Marxismus machte seine Vertreter nicht immun gegen Hoffnungen, die sich an den Krieg hefteten. Wären es einzelne Disziplinen gewesen, dann könnte sich der suchende Blick von Philosophie, Theologie oder Geschichte abwenden und bei den wirklichkeitsgesättigten Sozialwissenschaften oder den politikfernen Naturwissenschaften bessere Ergebnisse erhoffen. Doch wird auch hier schnell Enttäuschung eintreten. Die Sozialwissenschaften, die sich zu dieser Zeit in Europa im Unterschied zu Amerika noch kaum von den Geistes- und Staatswissenschaften diffe-

¹ *Emil Lederer, Zur Soziologie des Weltkrieges (1915), in: ders., Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940 (Göttingen 1979) 119–144, hier 137.*

renziert hatten, bieten im ganzen kein anderes Bild als jene, und von Naturwissenschaftlern sind zahlreiche Äußerungen über den mangelhaften Stand ihrer Disziplin im Land der Feinde und Bekenntnisse, deren Resultate künftig nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen, überliefert. Wären es nur deutsche Geistesgrößen gewesen, dann könnten wir die Irritation über das Verhalten der Intellektuellen mit einer These vom deutschen Sonderweg trauernd interpretieren. Doch findet sich die Deutung des Weltkriegs als eines Kultur- und Prinzipienkampfs auf allen beteiligten Seiten, und die Benennung der umkämpften Werte ist eben überall Sache der Intellektuellen gewesen. Wenn wir davon ausgehen, daß die Reaktion der zeitgenössischen Sozialwissenschaften auf den Ersten Weltkrieg in den Grundzügen bekannt ist, dann wäre das deprimierende Fazit des Forschungsstandes wohl, daß diese Fächer in allen Ländern sich in keiner Hinsicht von den allgemeinen intellektuellen Strömungen unterscheiden, nicht nur nicht mehr an „wirklichkeitswissenschaftlicher“ Erkenntnis boten, sondern noch nicht einmal den Willen zeigten, in dieser Richtung mehr zu bieten.

Mit einem solchen Fazit könnte freilich allenfalls der Historiker zufrieden sein und nicht der Sozialwissenschaftler. Während für den Historiker die Untersuchung weiterer Vertreter der Sozialwissenschaften zwar das Bild ergänzen, aber nicht prinzipiell verändern wird, muß der Sozialwissenschaftler zwei zusätzliche Fragen stellen. Er muß zum einen nach dem Verhältnis zwischen paradigmatischen Grundannahmen in sozialwissenschaftlichen Arbeiten und den Kriegsstellungnahmen fragen. Auch wenn nicht die Annahmen einzelner Schulen eine besondere Disposition zum Geist des Krieges aufwiesen, kann es doch schulen-übergreifende, disziplin-typische theoretische Voraussetzungen gegeben haben, die die Wahrnehmung des Krieges in besonderer Weise präformierten; zumindest ist es auch von aktuellem Interesse, das eventuelle Spannungsverhältnis zwischen paradigmatischen Grundannahmen und dem kolossalen Ereignis des Krieges sowie die Versuche zur Auflösung dieses Spannungsverhältnisses zu studieren. Zum anderen liegt auf den Sozialwissenschaften natürlich ein höherer explanatorischer Anspruch. Sie können der Frage nicht ausweichen, warum denn die Vertreter ihrer Fächer ebenso wie alle anderen handelten und sich äußerten.

Das hierin steckende Programm will ich hier in vier Schritten wenigstens ansatzweise abzuarbeiten versuchen. Ich werde zunächst (1.) grob die Reaktionen der Klassiker der Soziologie auf den Ersten Weltkrieg typologisieren (und mich dabei auf eine Studie stützen, die ich zu diesem Gegenstand bereits veröffentlicht habe)². Dann will ich (2.) die Sozialwissenschaften und die Philosophie in den USA gesondert untersuchen, weil dort das Spannungsverhältnis zwischen der Vorkriegsannahme einer immer friedlicher und demokratischer werdenden Welt und der Realität des Krieges besonders interessante Formen annahm. In einem weiteren Schritt (3.) will ich den Ursprüngen der These von einer revitalisierenden oder regenerativen Wirkung des Krieges für eine als krisenhaft empfundene Kultur und Gesellschaft ein wenig nachgehen und schließlich (4.) eine Erklärungshypothese für die auffallende Identität des Intellektuel-

² Hans Joas, *Die Klassiker der Soziologie und der Erste Weltkrieg*, in: ders., *Helmut Steiner* (Hrsg.), *Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften* (Frankfurt a.M. 1989) 179–210. Im ersten Abschnitt des Aufsatzes lehne ich mich gelegentlich an Formulierungen dieser früheren Arbeit an.

lenverhaltens präsentieren, die ich einem der wenigen ernstzunehmenden zeitgenössischen Versuche zu einer „Soziologie des Weltkrieges“ entnehme.

1.

Die Zeit des Ersten Weltkriegs ist auch deshalb eine besonders wichtige Periode in der Geschichte der Soziologie, weil in ihr die Klassiker und eigentlichen Begründer des Faches vom Standpunkt ihres ausgereiften Lebenswerks aus zu den Zeitereignissen Stellung nehmen konnten. Es ist wohl heute allgemein Konsens, die oft als Gründer der Soziologie genannten Auguste Comte und Herbert Spencer mehr als akademische Außenseiter und Vorläufer aufzufassen und die eigentliche Institutionalisierung des Faches erst auf Autoren zurückzuführen, die zwischen 1890 und 1920 ihre wesentlichen Schriften vorlegten, an denen sich das Fach bis heute orientiert. Um Namen zu nennen, ist hier in Deutschland an Max Weber, Georg Simmel, Ferdinand Tönnies und auch Werner Sombart zu denken, in Frankreich vor allem an Émile Durkheim, in Italien an Vilfredo Pareto, in den USA an Charles Cooley, William Thomas, George Herbert Mead und auch Thorstein Veblen, in Rußland an Pitirim Sorokin. Komplizierter ist die Lage in England, wo es die Soziologie institutionell sehr schwer hatte. Meine folgenden Behauptungen beziehen sich meist auf diese Autoren sowie einige in die Diskussion direkt verwobene Philosophen wie Henri Bergson und John Dewey. Indem ich retrospektiv die für die Fachentwicklung folgenreich gewordenen Autoren heraushebe, weiche ich natürlich von der zeitgenössischen Reputationsverteilung ab und folge einer Leitlinie, die andere denkbare Vorgehensweisen zunächst ausschließt. Man könnte ja auch das Verhalten der Fachorganisationen oder aller Fachvertreter, auch der in Vergessenheit geratenen, untersuchen. Angemerkt sei lediglich, daß sich etwa die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ in der Kriegszeit durchaus kriegspropagandistisch verstand und selbst nach dem Krieg vereinzelte Versuche zur selbstkritischen Besinnung in förmlichem Tumult untergingen³. Unter den in der Soziologie vergessenen Figuren wäre etwa an Johann Plenge zu erinnern. Das Wort von den „Ideen von 1914“ stammt ja von dem Münsteraner Soziologen, der es allerdings eher im Sinn einer durchrationalisierten Organisation der Gesellschaft meinte als mit dem Beigeschmack kultureller Revitalisierung, den es in der öffentlichen Verbreitung erhielt⁴. Von den zu Klassikern Gewordenen stellen insbesondere Sombart, Weber und Simmel drei klar unterscheidbare Typen der Reaktion auf den Krieg dar.

³ Vgl. dazu *Sven Papcke*, Dienst am Sieg: Die Sozialwissenschaften im Ersten Weltkrieg, in: *Sven Papcke*, Vernunft und Chaos (Frankfurt a.M. 1985) 125–142; *Dirk Käsler*, Die frühe deutsche Soziologie 1909–1934 und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (Opladen 1984).

⁴ *Johann Plenge*, 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes (Berlin 1916). Zu Plenge vgl. *Axel Schildt*, Ein konservativer Prophet moderner nationaler Integration. Biographische Skizze des streitbaren Soziologen Johann Plenge (1874–1963), in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 35 (1987) 523–570.

Sombart⁵ hatte kurz vor dem Krieg eine durchaus gehaltvolle Theorie über den Zusammenhang von Krieg und Kapitalismus vorgelegt, in der er in scharfem Kontrast zur materialistischen Geschichtsauffassung nicht Kriege aus dem Kapitalismus ableitete, sondern den Kapitalismus wesentlich auf die Dynamik der zwischenstaatlichen Konflikte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zurückführte. Trotz aller Einseitigkeiten und Übertreibungen Sombarts kann man diese Theorie als Vorgriff auf die heutigen Versuche lesen, vielleicht nicht den Krieg, wohl aber das Mißlingen einer Großreichbildung in Europa und die daraus entstehende Permanenz kriegerischer Verwicklungen zwischen einzelnen Staaten auf diesem Kontinent als wichtige Verursachungsdimension für staatliche Rationalisierungs- und kulturelle Disziplinierungsprozesse kenntlich zu machen. Auf der Basis seiner Theorie hätte Sombart den Krieg zum Anlaß einer Untersuchung der Kriegswirkungen machen oder sich der Frage nach den Kriegsursachen zuwenden können. Statt diese Möglichkeiten zu ergreifen, überspringt Sombart in seiner Kriegsschrift alle ökonomisch-politisch-sozialen Analyseebenen und deutet den Krieg als Glaubenskrieg, als tödlichen Kampf zwischen westeuropäischer Zivilisation und deutschem Wesen. Dabei stört nicht nur die Skrupellosigkeit, mit der Sombart – wohl wider sein eigenes besseres Wissen – England auf Utilitarismus und Kommerzialisismus reduziert und die deutschen Kulturtraditionen unter das Signum des Heldischen stellen zu können glaubt. Theoretisch bedenklich ist auch, daß Sombart nun kulturdeterministisch den Kapitalismus nur mehr als Emanation eines Händlergeistes auffaßt und diesen Händlergeist wiederum als Ausdruck einer Volksindividualität betrachtet. Die internationalen Beziehungen erscheinen dann als der Lebenskampf der nach Entfaltung strebenden Volksindividualitäten; in diesem Kampf gehöre der Sieg *dem* Volk, das den nivellierenden und kulturzerstörenden Geist des Kommerzialisismus am besten einzudämmen vermag. In Sombart haben wir also den Typus einer Reaktion auf den Krieg, bei dem ohne große wissenschaftliche Skrupel schlicht nationalistische Agitation betrieben wird.

Der Fall Max Webers⁶ liegt ganz anders. Seine zahlreichen Stellungnahmen und Analysen stehen turmhoch über dem üblichen Niveau chauvinistischer Professorenpublizistik. Anfängliche Bekundungen seines Glaubens an eine deutsche Kulturmission wurden im Laufe des Krieges schwächer. Scharf weist er die „Ideen von 1914“ als Vorschubleistung für die weitere Stärkung der Bürokratisierungstendenzen zurück. Aber seine Ablehnung pseudogeschichtsphilosophischer und pseudometaphysischer Sinngebungen des Krieges hat ironischerweise ihren Grund darin, daß für ihn das ewige Ringen der Nationen unausweichlich ist und keiner höheren Weihe und Rechtfertigung bedarf. Als Beitrag zu einer Theorie einer friedlichen Weltordnung lassen sich Webers Kriegsschriften deshalb gewiß nicht auffassen. Aber auch eine soziologi-

⁵ Werner Sombart, *Krieg und Kapitalismus* (München, Leipzig 1913); *ders.*, *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen* (München 1915). Ich akzeptiere die Kritik von Friedrich Lenger in seinem Beitrag in diesem Band („Werner Sombart als Propagandist eines deutschen Krieges“), daß ich in meinen früheren Arbeiten insofern fälschlich von einem Bruch bei Sombart sprach, als Sombart auch bereits in der Vorkriegszeit Schriften vorgelegt hatte, in denen Deutschland als Rettung vor dem Kommerzialisismus figurierte.

⁶ Max Weber, *Gesammelte politische Schriften* (Tübingen 41980). Zu Weber vgl. Wolfgang Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920* (Tübingen 21974).

sche Analyse von Kriegsentstehung und Kriegswirkungen sucht man bei ihm vergebens. Ich möchte Webers Schriften als die direkt politisch gezielten Beiträge eines Intellektuellen bezeichnen, der Mitsprache in den außen- und innenpolitischen Strategiedebatten begehrt. Der verallgemeinerbare analytische Gewinn liegt hier in einer Schärfung der Aufmerksamkeit auf die innenpolitischen und gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen der Außenpolitik eines Staates.

Den dritten Typus sehe ich in Georg Simmel⁷. Dieser deutete den Krieg mit den Mitteln seiner aufsehenerregenden Kulturtheorie aus der Vorkriegszeit. Der Krieg erscheint ihm als der große Bruch – oder zumindest die große Chance eines Bruches – mit den tragischen Tendenzen der modernen Kultur. Die Person werde wieder bildsam, erfahre ekstatisch den sozialen Charakter der Individualität; Handlungen würden im Krieg wieder als zukunfts wirksam erlebbar und erlaubten die Wiedergewinnung echter Zeitlichkeit; die durch das Geld unüberschaubar gewordenen Zweck-Mittel-Ketten würden in der soldatischen Erfahrung auf elementare Überlebenszwecke zurückgeführt. Im Laufe des Krieges wird Simmels anfänglich euphorischer Ton immer gedämpfter: Ganz ohne Wirkungen könne das Kriegserlebnis in den Personen doch nicht bleiben! Von einer Soziologie der Kriegsursachen kann demnach auch bei Simmel keine Rede sein. Die Soziologie der Kriegswirkungen ist auf die sozialpsychologischen Wirkungen begrenzt; doch auch was hierzu gesagt wird, drückt nicht empirische Befunde aus, sondern nur die Wunschträume eines an der Kulturkrise der Vorkriegszeit leidenden Intellektuellen.

Andere Gestalten der deutschen Soziologie lassen sich den drei genannten Reaktionstypen zuordnen⁸. So ähnelt Max Schelers frühe, d.h. vor seiner „zweiten Bekehrung“ zum Katholizismus verfaßte, Kriegspublizistik Simmels Deutung, geht aber in der Explizitheit der lebensphilosophischen Motive und der Intensität der Kriegsbejahung noch weit über sie hinaus. Leopold von Wiese ähnelt dem Typus Weber, insofern er zur Besonnenheit und einem als realistisch erachteten Expansionismus rät. Auch Ferdinand Tönnies, der sich um Mäßigung, die Eindämmung des männlich-kriegerischen Geistes und die Kalkulation der sozialpolitischen Wirkungen des Krieges kümmert, ist wohl hierzu zu rechnen. Sein England-Buch von 1917 balanciert zwischen dem Versuch zur sachgerechten Einschätzung und dem Bedürfnis, sich nicht aus der Front deutscher Englandkritiker ganz herausbrechen zu lassen.

Es ist hier nicht Gelegenheit, die einzelnen Fälle genau vorzuführen. Für die anderen europäischen Länder, so behaupte ich, gelten ähnliche Befunde mit allerdings einer wesentlichen Differenz. Bei keinem der genannten deutschen Soziologen, am ehesten noch bei Tönnies und natürlich in Kreisen der Sozialdemokratie, findet sich ein prinzipiell positives Verhältnis zur Tradition aufklärerischer Friedensutopien. Zieht man hier französische und amerikanische Autoren zum Vergleich heran, wird der Befund noch deutlicher. Wenn Henri Bergson mit lebensphilosophischen Mitteln den preußischen Militarismus attackiert, dann zielt er zugleich auf eine Tendenz des deut-

⁷ Georg Simmel, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen* (München 1917).

⁸ Max Scheler, *Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg* (Leipzig 1915); Leopold von Wiese, *Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen* (München, Leipzig 1914); Ferdinand Tönnies, *Der englische Staat und der deutsche Staat* (Berlin 1917).

schen Denkens, das Bedürfnis nach neuer Vitalität in einen ausschließenden Gegensatz zu Moral und Recht zu bringen, während es ihm gerade um die moralische Energie geht, die von ewigen Idealen ausströme. Durch den demonstrativen Abschied von universal gültigen Werten habe Deutschland sich selbst die eigene moralische Lebenskraft genommen. Ob dies nun zutrifft oder nicht – deutlich wird, daß in Bergsons Denken auch die Lebensphilosophie nicht abgekoppelt ist von universalistischen Geltungsansprüchen⁹. Émile Boutroux greift zwar in einem an Sombart erinnernden Ton die deutsche Kultur als „une barbarie savante“ an, endet aber mit dem Appell, den Deutschen nicht in gleicher Münze zurückzuzahlen, sondern die Werte des Humanismus unversehrt zu lassen¹⁰. Noch viel deutlicher wird dieser Versuch, die normativen Ideale des aufklärerischen Friedensdiskurses im Taumel der nationalistischen Ideologien nicht untergehen zu lassen, bei Émile Durkheim¹¹. Er kritisiert unnachsichtig ein zynisches Verhältnis zum Friedensideal, wie er es in der deutschen „Realpolitik“-Ideologie findet, und spricht Frankreich eine Mission für die aufklärerischen Ideale zu. Sein Sieg könne deshalb gerade ein Beitrag zum Ende des Militarismus sein. Es ist schwer zu beurteilen, in welchem Maße hier aufklärerische Ideen zum Instrument nationalistischer Kriegsideologiebildung wurden oder für wie realistisch Durkheim selbst diese Prognosen hielt. An seiner persönlichen Ehrlichkeit ist nicht zu zweifeln, aber für die Analyse des Kriegsgeschehens und der modernen Kriege überhaupt erwies sich seine evolutionistische Annahme einer fortschreitenden Umstellung vom permanenten Kriegszustand primitiver Gemeinwesen auf die permanente Gesetzgebung moderner Gesellschaften als wenig hilfreich.

2.

Für die amerikanischen Philosophen und Sozialwissenschaftler der Zeit stellte sich Durkheims Problem, welche Rolle der Krieg in der Evolution der Menschheit zu einer friedlichen Weltordnung spielen könne, noch schärfer. Die Suche nach einer prinzipiell anderen Außenpolitik, nach friedlichen Formen internationaler Konfliktregulierung und einer „neuen Weltordnung“ hat tiefe Wurzeln in der amerikanischen Geistesgeschichte seit der Gründung der Republik und beeinflusste stark das optimistische Zukunftsvertrauen der progressiv-liberalen Intellektuellen¹². Der Kriegausbruch 1914 stellte für diese einen Schock dar, den viele von ihnen mit einer verstärkten Betonung der Differenz zwischen Amerika und Europa zu verarbeiten versuchten¹³. Ein aufschlußreiches Zeugnis ist etwa der offene Brief, mit dem einer der einflußreichsten

⁹ Henri Bergson, *La signification de la guerre* (Paris 1915).

¹⁰ Émile Boutroux, *L'Allemagne et la guerre* (Paris 1915).

¹¹ Émile Durkheim, *L'Allemagne au-dessus de tout: La mentalité allemande et la guerre* (Paris 1915); ders., *Qui a voulu la guerre? Les origines de la guerre d'après les documents diplomatiques* (Paris 1915).

¹² Knud Krakau, *American Foreign Relations: A National Style?*, in: *Diplomatic History* 8 (1984) 253–272.

¹³ Carol Gruber, *Mars and Minerva. World War I and the Use of the Higher Learning in America* (Baton Rouge, Louisiana 1975).

Männer der amerikanischen Soziologie, Albion Small, im Oktober 1914 auf Georg Simmels an ihn gerichtete Klage reagierte, das Ausland schenke gegen Deutschland gerichteten Propagandalügen leichtfertig Glauben¹⁴. Small bemüht sich geradezu demonstrativ um ein abgewogenes Urteil und betont, daß der Krieg nicht einfach deutsche Schuld, sondern ein Resultat des in ganz Europa verbreiteten, lediglich in Deutschland aber systematisch propagierten und geradezu volkstümlichen Militarismus sei. Amerika wolle erreichen, daß dieser Krieg der letzte bleibe und ihm ein System polizeibewehrter internationaler Gerichtshöfe folge. Generell ist in den ersten Kriegsjahren spürbar, wie stark eine beinahe sentimentale Verehrung für die deutsche Universität und die deutsche Wissenschaft in den ersten Generationen amerikanischer Sozialwissenschaftler vorhanden war. Die schon immer auffallende Distanz zur Staatszentriertheit der deutschen Universität und ihrer Organisation wurde nun aber stärker betont. Zunächst überwog allerdings ein Deutungsschema, nach dem der Krieg eine Art feudalen Relikts darstelle, Ausdruck europäischer Dekadenz und Senilität, von der Amerika sich freizuhalten gedenke. Im Verlaufe des durch seine Dauer alle Erwartungen übertreffenden Krieges und mit der Zuspitzung der Debatte über einen amerikanischen Kriegseintritt waren auch in Amerika immer schrillere Töne zu hören. Wüste Polemik gegen die „Goten“ und „Vandalen“, wilde Stereotypisierungen und geistesgeschichtliche Konstruktionen beherrschten auch hier immer mehr das Feld. Einer der Pioniere der quantitativen empirischen Sozialforschung, Franklin Giddings, publizierte mehrere Kampfschriften¹⁵ gegen das „metaphysische Monstrum“ des preußisch-deutschen Staates – Sombart seitenverkehrt! Wortführer der Dämonisierung Deutschlands wurde der christliche Neohegelianer Josiah Royce, Freund von Peirce und Lehrer von Mead. Er hatte noch kurz vor dem Krieg eine Art hegelianischer geschichtsphilosophischer Gewißheit verkündet, daß die Menschheit zu einer einzigen großen Gemeinschaft zusammenwache; zur Verhinderung von Kriegen schlug er ein System internationaler Versicherungen vor. Für ihn als den berühmten Repräsentanten der klassischen deutschen Philosophie in Amerika war der Krieg eine Bedrohung seiner persönlichen Glaubwürdigkeit in der amerikanischen Öffentlichkeit. Er scheint die verbreitete Frage nach einem Zusammenhang von deutscher Geistesgeschichte und deutscher Politik dadurch zum Schweigen gebracht haben zu wollen, daß er jedes Verständnis für die deutsche Politik verweigerte und sich in der Polemik gegen die deutschen „enemies of mankind“, den Kain der internationalen Gemeinschaft, geradezu überschlug¹⁶. So einfach ließen ihn seine Rivalen aber nicht davonkommen. Der Anti-Idealist George Santayana wies höhnisch auf die durch Polemik nur verdeckte theoretische Hilflosigkeit von Royce gegenüber dem Kriege hin¹⁷. Sein eigener Beitrag zur Kriegsdeutung bestand in einem 1916 veröffentlichten Buch „Egotism in

¹⁴ *Albion Small*, Germany and American Opinion. Professor Albion Small to Professor Georg Simmel, in: *Sociological Review* 7 (1914) 106–111.

¹⁵ *Franklin Giddings*, The Responsible State: A Reexamination of Fundamental Political Doctrines in the Light of World War and the Menace of Anarchism (Boston 1918).

¹⁶ *Josiah Royce*, The Hope for the Great Community (New York 1916).

¹⁷ *George Santayana*, Character and Opinion in the United States: with Reminiscences of William James and Josiah Royce and Academic Life in America (London 1920) 123–126.

German Philosophy“¹⁸. Schon im Vorwort bekennt er, daß ihm die deutsche Philosophie ein Leben lang verschlossen geblieben sei, er sie aber als unheimlich, zugleich hohl und aggressiv, empfunden habe. Mit dem Begriff „egotism“ will er die Übersteigerung der Subjektivität im Denken und der Willkür in der Moral kennzeichnen. Sein Buch zieht eine gerade Linie vom deutschen Protestantismus über Kant, Fichte, Hegel zu Max Stirner und Friedrich Nietzsche. Selbst Goethe wird in diese Linie eingeordnet, und da sein Werk hier Schwierigkeiten macht, wird sein Liebesleben herangezogen, in dem er angeblich die Widerstände der Frauen so mißachtete wie Deutschland Belgiens Neutralität. Die Ignoranz gegenüber den Brüchen und Widersprüchen in der deutschen Geistesgeschichte und gegenüber der Subjektivitätsphilosophie außerhalb Deutschlands – von Locke und Hume bis William James – machen es schwer glaubhaft, daß dieses Buch trotz einzelner Kritiken hauptsächlich begeisterte Zustimmung erntete. In einer förmlichen Verschwörungstheorie sah Santayana die Deutschen einen Zangenangriff auf die Menschheit ausführen, „one with the secular arm, and another by solemn asseverations and sophistries“¹⁹. Zu den besonneneren Stimmen gehörte der wohl wichtigste progressive Intellektuelle Amerikas in der ersten Jahrhunderthälfte, John Dewey. Er hatte selbst 1915 ein Buch über „Deutsche Philosophie und Politik“ vorgelegt und markierte in seiner Besprechung Santayanas den Unterschied ihrer Deutungen²⁰. Für ihn war es nicht die Subjektkonzeption in der deutschen Philosophie selbst, sondern die leichte Akkommodation der deutschen Denker wie Kant an politische Verhältnisse, die der Selbstbestimmung des einzelnen keinen Raum ließen, was an der deutschen Geistesgeschichte bedenklich sei. Die deutsche Politik sei demnach nicht einfach eine Emanation des deutschen Geistes, obwohl auch Dewey nicht frei ist von einer irreführenden Homogenisierung. Dewey spricht vielmehr von der „tragedy of the German soul“; nur durch eine Demokratisierung Deutschlands könne der deutsche Geist zu seiner wirklichen Entfaltung kommen und damit dem Geistesleben der demokratischen Völker Neues hinzufügen.

Damit schlägt Dewey ein Thema an, das in der amerikanischen Debatte vom amerikanischen Kriegseintritt an dominant wurde: der Krieg als Kampf zwischen Demokratie und Autokratie. Die russische Februarrevolution beseitigte mit dem Zaren auch das ideologische Hindernis, die Sache der Alliierten für die Sache der Demokratie zu erklären. Präsident Wilson erklärte den amerikanischen Kriegseintritt zu einer Sache weder des nationalen Interesses noch der Paktverpflichtung, sondern der interesselosen Verteidigung der Prinzipien des Völkerrechts und der Demokratie. Diese Rechtfertigung wurde von Dewey, Mead und anderen noch überboten, indem sie den Kriegseintritt zur unerhörten innenpolitischen Reformchance erklärten. Besonders Dewey lieferte in zahlreichen Veröffentlichungen die klassische Legitimation des Kriegs als einer Nötigung zur Ausdehnung öffentlicher Kontrolle über die privaten Unternehmen und wissenschaftlich angeleiteter Planung überhaupt, hinter welche

¹⁸ *George Santayana*, *Egotism in German Philosophy*, in: *George Santayana*, *Works*, Vol. VI (New York 1936) 149–249.

¹⁹ *Santayana*, *Egotism in German Philosophy*, 127.

²⁰ *John Dewey*, *The Tragedy of the German Soul* (1916), in: *ders.*, *Middle Works*, Vol. 10, Carbondale III. (1980); *ders.*, *Deutsche Philosophie und Politik* (1915) (Meisenheim 1954).

nach dem Krieg gewiß nicht wieder zurückgegangen werden könne. Der Krieg schien damit die Verwirklichung der Reformabsichten der „Progressive Era“ möglich zu machen. Den spannenden Verlauf der allmählichen Revision dieser Erwartung in den Schriften Deweys und der progressiven Intelligenz nach dem Kriegseintritt kann ich hier nicht darstellen²¹. Eindeutig war für alle Beteiligten, wie illusionär diese Erwartungen, den Tiger reiten zu können, gewesen waren. Spaltungen zwischen Lehrern und Schülern, Verstummten und Rückzug aus der Politik, eine Zuspitzung der Frage nach dem Zusammenhang von Demokratie und Frieden waren Folgen dieser Enttäuschungsgeschichte. Allen diesen Formen gemeinsam ist die tiefe Desillusionierung hinsichtlich des Traums von einem automatischen und unaufhaltsamen Fortschritt, jenes „Narrenparadieses“ der Vorkriegszeit, wie Dewey formuliert. Insofern stellt der Krieg tatsächlich einen Epochenbruch in den Grundannahmen der amerikanischen Sozialwissenschaft dar.

Der wichtigste Versuch, aus dem Bruch mit evolutionistischen Annahmen konstruktive Konsequenzen zu ziehen, das relative Gewicht ökonomischer und politischer, militärtechnologischer und sozialpsychologischer Faktoren bei der Entstehung dieses Krieges abwägend zu beurteilen und nach den Bedingungen einer neuen Friedensordnung zu fragen, findet sich in den Kriegsschriften von Thorstein Veblen²². In Übereinstimmung mit der Tradition des Republikanismus erklärt er dynastische Traditionen unkontrollierter Außenpolitik zur hauptsächlichen Gefahr für den Frieden. Die Demokratisierung der autokratischen Staaten, insbesondere der Kriegsgegner, aber auch Japans, ist deshalb für ihn entscheidend. Ein Besatzungsregime in Deutschland und die Beschlagnahmung des junkerlichen Gutsbesitzes erscheinen ihm dafür als Mittel durchaus geeignet. Das dynastisch-autoritäre Interesse, verstärkt durch eine Wohlfahrtspolitik, verbünde sich in diesen Staaten mit einem aufgeputschten Patriotismus zu einer populären expansionistischen Außenpolitik. Veblen stilisiert aber die Alliierten und auch die USA nicht zu Mustern friedlich-demokratischer Gesellschaften. Er sieht sie durch eine mangelnde sozialstaatliche Einbindung des kapitalistischen Wirtschaftens von innen bedroht und fürchtet auch für sie die Förderung des Nationalismus aus Angst vor sozialen Gleichheitsforderungen. Mit dem Versuch, die Stärken des Deutschen Reiches und die Schwächen der eigenen Gesellschaft illusionslos in den Blick zu nehmen, setzte Veblen sich bei aller Loyalität und trotz seiner direkten Beratertätigkeit für Präsident Wilsons Komitee zur Vorbereitung eines Friedensschlusses prompt zwischen alle Stühle. Während die Propagandabehörde eines seiner Bücher besonders empfahl, verbot die Postzensur dieselbe Schrift als prodeutsch²³.

Es handelt sich bei dieser Schrift um Veblens Deutschland-Buch „Imperial Germany and the Industrial Revolution“, in dem er die von Deutschland ausgehende Ge-

²¹ Eine vorbildliche Darstellung gibt *Robert Westbrook*, *John Dewey and American Democracy* (Ithaca, N.Y. 1991) 195–227.

²² *Thorstein Veblen*, *Imperial Germany and the Industrial Revolution* (1915) (New Brunswick, N.J. 1990); *ders.*, *The Nature of Peace and the Terms of its Perpetuation* (New York 1917). Weiter geklärt werden müßte natürlich auch das Verhältnis zwischen Kriegsschriften und wissenschaftlichem Werk bei Veblen.

²³ *Joseph Dorfman*, *Thorstein Veblen and his America* (New York 1961) 382.

fahr auf das Mißverhältnis zwischen ökonomisch-technischer Modernität und politisch-kultureller Rückständigkeit zurückführte. Alle Details dahingestellt – während seine philosophischer gesonnenen Kollegen eine Spezifik der deutschen *Geistesgeschichte* herauszuarbeiten versuchten und dabei die Geschichte der politischen Institutionen in Deutschland nur oberflächlich und meist grotesk verzerrend behandelten – zielte Veblen auf ein soziologisch angemesseneres Verständnis der deutschen Entwicklung. Was ihn dabei mit den Geistesgeschichtlern aber verbindet, ist die Isolierung Deutschlands zu einem abweichenden Sonderfall. Während zu Beginn des Krieges Amerika und Europa als unterschiedliche Stufen der Modernität einander gegenübergestellt wurden, setzt sich im Verlauf immer mehr die Betrachtungsweise durch, Deutschland als Irläufer der Modernisierung zu definieren. Mir ist ganz unklar, welche Interaktionen hier zwischen der deutschen Geburt der Sonderwegthese aus dem Umfeld des Historismus und diesen amerikanischen Varianten bestanden²⁴. Direkte Bezugnahmen finden sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Aber ich möchte die These wagen, daß es einen eigenständigen Ursprung der Theorie vom deutschen Sonderweg in der sozialwissenschaftlichen Verarbeitung des Ersten Weltkriegs in Amerika gibt und daß diese Version für die spätere Modernisierungstheorie und Deutschlandforschung von ausschlaggebender Bedeutung war²⁵. Der theoriestrategische Sinn der amerikanischen Theorie vom deutschen Sonderweg bestand dabei darin, am evolutionistischen Fortschrittsparadigma mit kleineren Korrekturen festhalten zu können. Wenn der Krieg auf den deutschen Sonderfall zurückzuführen war, dann kamen sonstige Annahmen über den zivilisatorischen Charakter der Modernisierung nicht ins Wanken. Es ist nur konsequent, daß in dieser Perspektive bei Veblen der Nationalismus nicht als Produkt der Moderne, sondern als Relikt aus barbarischen Zeiten erscheint. Zwar führte der Krieg zur Infragestellung des Evolutionismus in den amerikanischen Sozialwissenschaften, aber die Korrekturen blieben begrenzt.

3.

Ganz anders verhält es sich mit der Idee einer revitalisierenden Wirkung des Krieges. Diese darf nicht verwechselt werden mit altertümlichen Formen des Bellizismus oder mit der Akzeptanz des Krieges aus dem Geiste des machtpolitischen Realismus oder des Sozialdarwinismus. Vor allem Max Scheler hat den großen Abstand zwischen einer Idee von der Unvermeidlichkeit des Krieges und einer Idee des Krieges als des Auswegs aus der Kulturkrise in aller Schärfe kenntlich gemacht²⁶. Auch hier kann es im Rückblick so scheinen, als sei diese existentielle Aufladung des Bellizismus eine deutsche Besonderheit. Aber dies ist selbst für die unmittelbaren Kriegsschriften nur annäherungsweise richtig. Bezieht man, ein wenig abstrakter werdend, die Grundidee von einer regenerativen Wirkung der Gewalt auch außerhalb des Krieges mit ein,

²⁴ Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus* (München 1980). Zur amerikanischen Debatte findet sich in dieser sorgfältigen Studie nichts.

²⁵ Z.B. Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (München 1965).

²⁶ Scheler, *Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg*, 9.

dann findet sich von Proudhon und Dostojewski angefangen über Sorels Vorstellung einer Selbstbewußtwerdung der Unterdrückten durch Gewalt bis zum amerikanischen Topos des Kampfes gegen Wildnis und Wilde in allen modernen Gesellschaften eine erstaunliche Verbreitung dieser Denkform. Der Krieg wurde entsprechend auch nicht nur von bejahenden Äußerungen dieser Art begleitet, sondern vereinzelt schon vorher herbeigewünscht. Aber diese Tatsache der internationalen Verbreitung verschärft ja nur das Erklärungsproblem. Wir müssen zu verstehen versuchen, warum die kulturelle Situation des „langen Friedens“ der Vorkriegszeit so erfahren werden konnte, daß Krieg und Gewalt überhaupt als Problemlösung erscheinen konnten. Es ist schon häufig beschrieben worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden, aus welchen einzelnen Motiven sich die Diagnose einer kulturellen Malaise zusammensetzte und wie der Krieg hier als Ausweg eingesetzt wurde²⁷. Die Diagnosen sind im einzelnen sehr unterschiedlich und teilweise widersprüchlich; fortschreitende Erstickung aller Individualität oder Freisetzung individueller Willkür – dies ist ja nicht identisch. Deshalb darf die Analyse nicht zu direkt Verknüpfungen herstellen zwischen je einzelnen Motiven der philosophisch-sozialwissenschaftlichen Kulturkritik und der sich auf den Krieg richtenden Hoffnung. Die Gemeinsamkeit ist nur eine negative. Allen Kulturkritikern der Zeit gemeinsam ist ein Sensorium dafür, daß die Modernisierung nicht am Leitfaden des rational handelnden Individuums, nicht am Leitfaden fortschreitender Rationalisierung zureichend verfolgt werden kann. Kaum einer glaubte aber an die Rückholbarkeit der Moderne. Deshalb stellte sich für alle die Frage nach einem alternativen Verständnis von Modernisierung. Man könnte schon aus der Vorkriegszeit Tönnies' keineswegs rückwärtsgewandte „Gemeinschafts“-Idee, Simmels Kunstschriften, Webers Charisma-Konzeption und Durkheims Religionstheorie als Versuche aufzählen, die Genese neuer Normen und Werte in nicht-instrumentellem Handeln und nicht-individualistischen Beziehungen zu denken. Nach dem Krieg entwickelte der amerikanische Pragmatismus eine Kunst- und Religionstheorie aus denselben Motiven heraus. Der Krieg konnte von all diesen Suchenden wie die Offenbarung der gesuchten Lösung erlebt werden. Plötzlich schien sich die Genese neuer Werte und Bindungen unter den Augen der Beteiligten abzuspielen, und deshalb wurde der Krieg mit den größten kulturellen Umbrüchen der europäischen Erinnerung wie der Reformation oder der Französischen Revolution gleichgesetzt. Innerhalb des Modernisierungsprozesses schien das Steuer grundlegend herumgeworfen worden zu sein. Der Weltkrieg war wohl auch tatsächlich ein fundamentaler Umbruch, aber in ganz anderem Sinn, als die Revitalisierungshoffnungen besagt hatten. Wer nicht die Entstehung des Faschismus der kulturellen Produktivität der Kriegszeit zurechnen will, wird wohl zu dem Schluß kommen, daß dem rauschhaften Jubel über den Anbruch einer „anderen Moderne“ bald nichts als Katerstimmung folgte. Die kulturkritische Sensibilität der deutschen Soziologie hatte sich nicht weniger blamiert als das evolutionistische Zukunftsvertrauen etwa der Amerikaner.

²⁷ *Modris Eksteins*, *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg* (Reinbek 1990); *H. Stuart Hughes*, *Consciousness and Society. The Reorientation of European Social Thought 1890–1930* (New York 1977); *Roland Stromberg*, *Redemption by War. The Intellectuals and 1914* (Lawrence, Kansas 1982).

4.

Wirklichkeitsfern, unfähig zur Analyse der sozialen Wirklichkeit des Krieges und hemmungslos bereit, ihre wissenschaftliche Reputation für Kriegspropaganda und Feindbildkonstruktion einzusetzen – so erscheinen nach diesem Überblick weite Teile der internationalen Sozialwissenschaften. Doch es gab vereinzelte Ausnahmen. Aus dem Heidelberger Max-Weber-Kreis etwa entzogen sich 1914 durchaus einige Mitglieder der allgemeinen Kriegsbegeisterung. Während aber Georg Lukács und Ernst Bloch unter dem Einfluß von Weltkrieg und russischer Oktoberrevolution zum Marxismus konvertierten, setzte ein anderer, der der Held dieser Geschichte sein soll, Emil Lederer, seine Beobachtungen der Interessenkämpfe der Zeit auch während des Krieges fort und versuchte zu protokollieren, wie sich die kollektiven Akteure unter dem Einfluß des Krieges verhielten. Darüber hinaus aber wollte er mit den Zügen des Krieges zu Rande kommen, die alle, auch die Sozialwissenschaftler und die Militärexperten, überraschten. „Kühle Objektivität“ zu bewahren und „mitten im Kriege schon einen Standpunkt außerhalb desselben einzunehmen“, war sein Programm. Die Dominanz der Schuldfrage wischte er angesichts des riesenhaften Kausalnexus, der zum Kriege geführt habe, mit einem Satz beiseite. Ebenso reservierte er sich gegen all die vollmundigen Sinndeutungen des Krieges das Recht auf Sinnzweifel; ja er betrachtete es geradezu als Pflicht des Soziologen und Historikers, das Geschehen als möglicherweise „sinnlos“ und nicht ableitbar aus kulturellen oder ökonomisch-sozialen *Prinzipien* aufzufassen. Was beim Gros der sozialwissenschaftlichen Kriegsschriften fehlt, das versucht Lederer zu praktizieren: die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der Spezifika des Krieges. Während von den meisten Autoren das Gemeinschaftserlebnis des Kriegausbruchs und der Front nur aufgegriffen und verallgemeinert wird, versucht Lederer es auf die spezifischen Bedingungen eines Krieges unter Bedingungen der allgemeinen Wehrpflicht zurückzuführen. Er beschreibt zunächst die Spannung zwischen den Organisationsprinzipien des Heerwesens und der bürgerlichen Gesellschaft:

„Es erweist sich das Heerwesen als eine soziale Form neben der Gesellschaft, unabhängig von ihr, und zwar als eine universale soziale Form. Und es ähnelt mit der Mobilmachung der sozialen Form der Gemeinschaft, weil sie unter der Bedrohung der Existenz aller, unter Wachrufung jeder gesellschaftlichen Kraft zur nationalen Verteidigung angeordnet wird, und in diesem Fall also die Verbindung des nach sozialen Gruppen gegliederten Volkes in ein einheitliches Heer im Bewußtsein aller einzelnen nicht als Zwang des Staates, überhaupt nicht als Konsequenz staatlicher Aktion, sondern als übermächtiges Schicksal erscheint. Nicht als Ausdruck sozialer Solidarität, sondern gegenseitiger intensivster Abhängigkeit von einander schlägt die Gesellschaft in die Gemeinschaft um, verblassen alle vorher bestehenden, als fundamental empfundenen sozialen Gruppen vor der unendlichen Einheit des Volkes, das in grandioser Erhebung aufsteht, den heimatlichen Boden zu verteidigen. Wir dürfen nicht so blind sein, dieses einmütige Zusammenstehen auch außerhalb Deutschlands anders zu sehen als innerhalb der deutschen Grenzen. Es drückt sich darin nur eine für alle identische Lage aus. Die Gemeinschaft, in welcher die Völker Europas gegeben sind, ist nicht die der Tat, sondern die des Schicksals.“²⁸

²⁸ Lederer, Zur Soziologie des Weltkrieges, 121 f.

Ähnlich wie hier das Gemeinschaftserlebnis reflektiert und die Ähnlichkeiten in den beteiligten Ländern mitbedacht werden, verfährt Lederer auch mit den Phänomenen der technologisch sich verselbständigenden Kriegsmaschinerie und dem scheinbaren Paradox eines nach innen gesellschaftsabhängiger werdenden, nach außen aber verstärkt als Machtstaat auftretenden Staates. Auch hier betont er die Gemeinsamkeiten zwischen den Kriegsparteien, die zunehmende Unabhängigkeit der Organisationsformen von den Kulturen der einzelnen Länder. Während sich die Mehrzahl der Sozialwissenschaftler an der Produktion nationalistischer Rechtfertigungsideologien beteiligte, beobachtet Lederer die strukturelle Homogenität der einander befehdenden Ideologien. Der moderne Nationalismus bringe nicht mehr die kulturelle Eigenart der Völker zur Geltung, sondern mache sie einander ähnlich. Gerade die Staatenkonkurrenz im militärischen Bereich nähere die Staaten einander an, und der Nationalismus werde zur bloßen Ideologie des Machtstaats:

„Wir haben also eine Wechselwirkung von unvergleichlicher Geschlossenheit: zuerst im Heerwesen, seiner Natur nach, steigern sich gegenseitig technische Entwicklung und zahlenmäßige Vermehrung der Heere. Und diese ganze Dynamik steht wieder in Wechselwirkung mit der Machtsteigerung des Staates. Und gerade diese innere Dynamik des Heerwesens ist es, welche die Staatsmacht besonders zu steigern vermag.“²⁹

Dabei will Lederer diese Zusammenhänge durchaus als historisch-kontingent und nicht deterministisch verstanden wissen. Aus der Doppelung von abstraktem Machtstaat und Gemeinschaftserfahrung bezieht Lederer auch seine Erklärung für das Verhalten der Intellektuellen. Einerseits wirke der moderne Machtstaat so suggestiv auf die Geister, daß jenseits aller offiziellen Propaganda die geistigen Strömungen von selbst in der gewünschten Richtung trieben; andererseits sei die Vielzahl von Kriegsideologien in ein und demselben Land, „die vollständige Zerfahrenheit in der ideellen Beurteilung des Krieges“, ganz offensichtlich folgenlos für das Kriegsgeschehen. „Tatsächlich mißt sich in diesem Kriege nur die Organisationsstufe der einzelnen Staaten.“³⁰ Dieses verselbständigte Geschehen werde aber natürlich je subjektiv erlebt und interpretiert. Wer die Suspension der gesellschaftlichen Differenzierung in der vom Machtstaat induzierten Gemeinschaftserfahrung bejahe, verzichte damit auf „den Kampf für die Rechte des Individuums und der Gesellschaft gegenüber dem Staat“. Nach Lederers enorm staatszentrierter Analyse führt der Weg in eine andere Moderne nicht über die Euphorie des Kriegererlebnisses, sondern entweder über eine als utopisch bezeichnete Veränderung der Wirtschaftsgesinnung oder, realistischer, eine Verknüpfung der Staaten in Netzwerken auf mehreren Ebenen, eine, wie ich sagen möchte, post-Hobbessche Ordnung der Staaten. Dies bleibt wohl auch unsere Perspektive³¹.

²⁹ Ebd. 130. Mit meinen Formulierungen will ich nicht die Wahrheit von Lederers Thesen, wohl aber den Stil seiner Argumentation hervorheben.

³⁰ Ebd. 141.

³¹ *Dieter Senghaas*, Friedensprojekt Europa (Frankfurt a.M. 1992); *Philippe Schmitter*, The European Community as an Emergent and Novel Form of Political Domination: Working Paper 1991/26 of the Instituto Juan March de Estudios y Investigaciones, Madrid.